



Friedensmächte.

Noch tobt der Völkermord, noch rast Zerstörung, Und alle Elemente speien Tod, Doch allen Kriegslärm übergeißelt Empörung Und Friedenssehnsucht wird zum Machgebol.

Unwiderstehlich über Schutt und Leichen Bahnt ihren Weg sich eine neue Zeit, In der die Völker sich die Hände reichen. Der Weltkrieg wankt, er wird Vergangenheit.

Im harten Kampfe stehen noch zwei Welten, Der Ruf nach Frieden ist ihr Kriegsgeflücht. „Machtfrieden“ und: „macht Frieden!“, was soll geschehen? Des Friedens Macht breche den Krieg entzweit!

A. Plehner.

Die Verwilderung unserer Jugend

Von Jürgen Brand.

Das der Krieg bei einem großen, einem sehr großen Teile unseres Volkes eine grauenhafte Verwilderung der Sitten erzeugt hat, ist leider eine Tatsache, die jeder Tag aufs neue bestätigt, und die wohl auch kaum noch bestritten wird. Sie ist mit dem Wesen des Krieges untrennbar verknüpft. Raub, Mord, Diebstahl, Ehebruch nehmen in furchtbarer Weise überhand. Missetatenverbrechen sind an der Tagesordnung. Alle Schrecklichkeiten der menschlichen Natur, durch oberflächliche Zivilisation bisher notdürftig und mühsam gezügelt, brechen mit geradezu orgiastischer Wildheit hervor und flößen der eingeschüchternen Menschheit Furcht und Entsetzen ein.

Das sich die allgemeine Sittenerosion auch bei der Jugend in schlimmer Weise bemerkbar macht, ist eine unvermeidliche Folge der herrschenden Zustände. So schmerzhaft die Tatsache ist, ungleich schmerzlicher ist die Beurteilung, die sie von den verschiedensten Seiten erfährt. Das man betroffen, ja, das man auf das Bestigste darüber empört ist, das ist durchaus zu verstehen. In keiner Weise zu billigen jedoch ist die unverständige Art, wie gewisse Kreise jetzt der Jugend alle Schuld aufbürden und mit Hilfe von Polizei und Staatsanwalt das Übel bekämpfen wollen. Das heißt in Wahrheit auf eine schwere Schuld eine zweite, noch ungleich schwerere häufen. Das man die Jugend in grenzenloser und unverzeihlicher Vernachlässigung ihrer berechtigten Bedürfnisse schuldig werden ließ, das war die erste verhängnisvolle Schuld; die zweite schwerere besteht darin, daß man jene Vernachlässigung mit barbarischen Strafen an der Jugend rächen will. Das Mittel wird nicht zum Ziele führen; die Verwahrlosung wird dadurch nicht beseitigt werden; nein, sie wird zunehmen, solange man sich nicht entschließt, ihre Ursachen aus der Welt zu schaffen.

Worin bestehen aber die Ursachen der beklagenswerten Verwilderung unserer Jugend? Ich sage: unserer, der Arbeiterjugend; denn ihre Verwilderung liegt meinem Herzen am nächsten. Ich weiß sehr gut, daß die Verwilderung auf der anderen Seite mindestens ebenso schlimm ist; aber darüber möge zu anderer Zeit gesprochen werden.

Solange das kapitalistische Ausbeutungssystem besteht, so lange hört man die Klagen über die Verwahrlosung unserer Jugend. Was Wunder! Wenn Vater und Mutter durch jenes blutfaugerische System gezwungen sind, den größten Teil des Tages, ja, der Nacht, außer dem Gange zu sein, woher sollen sie Zeit und Kraft nehmen, sich der Erziehung ihrer Kinder zu widmen? Da soll dann die Volksschule eintreten; sie soll nicht nur die notwendigen Vermögensnisse des Elternhauses gutmachen, man bürdet ihr auch die Verantwortung für alle

aus dieser Unmöglichkeit entstehenden Folgen auf. Das ist eine trasse Ungerechtigkeit. Die Volksschule kann das Elternhaus nicht ersetzen; dazu fehlen ihr die wesentlichsten Voraussetzungen, die lebendigen Wechselbeziehungen zwischen Haus und Schule, die in den Städten auf ein winziges Minimum zusammengeschrumpft sind. Die Volksschule ist heute viel weniger Erziehungs- als bloße Unterrichtsanstalt; und daran wird sich auch in absehbarer Zeit bei der Entwicklung der Städte vermutlich wenig ändern, wenigstens nicht zum Besseren. Also soll man an die Schule keine Erwartungen stellen, die zu erfüllen sie nicht imstande ist.

Fehlen einer genügenden elterlichen Erziehung, Versagen der Volksschule, das sind zwei Tatsachen, von denen jede allein völlig ausreicht, um die Verwilderung unserer Jugend zu erklären. Aber es kommt leider noch manches andere hinzu. Um das in seiner großen Bedeutung würdigen zu können, muß man allerdings versuchen, sich in den Geist der Jugend zu versetzen. Ach, und daran fehlt es bei unseren verantwortlichen Erziehern und Politikern allzu sehr. Sie alle haben vergessen, daß auch sie

— in ihren Jugendtagen Auf ihrem Haupt einen Kranz getragen —;

daß auch sie in seliger Jugendzeit mit erhobenem Haupte, die Brust voll stolzer Hoffnungen und den Kopf, oh, so voll törichter und überfahwenglicher Gedanken, einhergeschritten sind, unbekümmert um Gebote und Verordnungen, jederzeit bereit, der bedächtigen Erfahrungsweisheit, ja, der Vernunft ein Schnippschen zu schlagen. Wo ist das alles geblieben? Der tragische Kampf des Lebens hat alles unter die Füße gebracht. Ruh aber die Selbstenttäufung so weit getrieben werden, daß man nun den Neuerungen einer freibildungstüchtigen Jugend völlig verständnislos gegenübertritt? Wir wollen ja beileibe nicht alles gutheißen, was unsere Jugend „verübt“; wir wollen vor allem die Verwilderung ihrer Sitten nicht entschuldigen; aber wir wollen die Ursachen dieser Verwilderung aufdecken und dadurch anregen zu ihrer Beseitigung.

Wie elend und arm ist die Jugend eines Proletariatskinds in der Großstadt! Alles, wonach ein junges Herz Verlangen trägt: ungebundener Umgang mit den Dingen der Natur, Schwärmen in Feld und Wald, inniger Verkehr mit Tier und Pflanze, fröhlicher und wogenuhtiger Wettkampf mit Gleichpartnern im Laufen, Springen, Klettern, Schwimmen, Reiten und anderen schönen Dingen, aber das ist unserer Arbeiterjugend in der Großstadt so gut wie ganz verweigert. Der Ertrag, den die Schule bietet, ist überaus kläglich. Ich kann aus 24jähriger Lehrtätigkeit eine erschreckende Zahl von Beispielen anführen, wo die Kinder der Oberklassen über die Naturdinge ihrer nächsten Umgebung eine wahrhaft jammervolle Unwissenheit an den Tag legten; sie kannten weder Eiche, noch Buche, noch Hagele, noch Hollunder, weder Lerche, noch Kröte, noch Star. Ueber das Werden und Vergehen in der Natur, über das Bild der Jahreszeiten ließ sich ersprießlich kaum mit ihnen reden, weil keine genügenden Anknüpfungspunkte vorhanden waren. Woher sollten sie auch die Vorstellungen nehmen, wenn keine lebendigen Anschauungen da sind? Und wie erbarmungswürdig muß der arme Körper darunter leiden, daß ihm selten oder nie sein Recht geschieht. So durchleben sie eine begriffs- und froudearme Kindheit, um mit dem Tage der Schulentlassung — sehr häufig noch früher — von den gierigen und zermalnenden Fängen des Erwerbsebens erfaßt zu werden. In den Jahren, die zu den schönsten im Menschenleben gerechnet werden, muß unsere Jugend in Fabrik und Werkstatt schuften, ohne Liebe, über ihre Kraft und — man schämt sich, es niederzuschreiben — ohne genügenden Schutz. So war es schon zu Friedenszeiten. Nun kommt der Krieg dazu, der alle Bande frommer Scheu zerreißt.

Was darf man, so ist es wohl erlaubt zu fragen, eigentlich von dem Geiste und der Moral einer Jugend, die unter so jammervollen Verhältnissen aufwachsen muß, erwarten?

Wahrlich, es gehört ein ungewöhnlich abwesendes oder robustes Gewissen dazu, jetzt nach dem Strafrichter zu rufen, ganz abgesehen davon, daß auch der nichts Besseren kann. Gerichtliche oder polizeiliche Strafe ist Sühne, ist rein negativ. Hier aber gilt es in ganz besonderer Art positiv zu wirken; hier muß ein Gewicht in die Waage geworfen werden, positiver als jedes andere: das Gewicht einer reinen und starken Liebe. Ohne sie ist alle Jugendberziehung und Jugendfürsorge ein hohles Ei, wertlos. Männer und Frauen mit reichem und blutwarmem Herzen, die, wenn auch unter Schmerzen, sich der eigenen Jugend erinnern, die die Jugend verstehen, die müssen Hand ans Werk legen. Hier ruht die wichtigste und schwierigste Aufgabe, die unsere Zeit uns stellt. Denn so wenig wir auch von der nächsten Zukunft wissen, eins ist sicher: sie wird auf den Schultern der heutigen Jugend ruhen.

Im Tosen der Revolution.

Von Maxim Gorki.

[Durch Gorkis Mitarbeiterschaft ist die Moskauer „Kamaja Schifa“ — „Neues Leben“ — zu Westruf gelangt. Auf die Urteile dieses Blattes — kurzweg das Gorkiblatt genannt — achtete das Ausland, um in Sturm und Sturz der Revolution feste Punkte zu gewinnen. Jetzt haben die Münchener „Süddeutschen Monatshefte“ ihre Oktobernummer ganz mit Blättern gefüllt, die Gorki in seiner Zeitung veröffentlichte: Kampfgedanken und Ereignisbilder mitten aus den Wirbeln von Zusammenbruch und schwerem Ringen um eine neue Ordnung. Der „Vorwärts“ hat immer ein Ohr für Gorkis Stimme gehabt; und so sei auch jetzt aus dem Münchener Heft geschöpft, das unter dem Titel „Ein Jahr russische Revolution“ (Preis 1,80 M.) erschienen ist. Das Heft ist ein erschütternder Ausdruck der revolutionären Ergriffenheit, die Gorki befeuert und zu idealstem sozialen Kulturwollen drängt. Das freilich geht nicht an, den großen Dichter, wie Jass der Herausgeber des Heftes tut, gewissermaßen gegen die proletarische russische Revolution auszusprechen. Gorki hat im beständigen Widerspruch gegen die bolschewistische Form der revolutionären Aktion gestanden; das bezeugen die nun in deutschem Text wiedergegebenen Blätter. Aber diese Phase ist überholt; eben jetzt ist die Schlusswendung eingetreten, daß der Arbeiter sich der Sowjermacht anschließt. Er hat nun einen Platz gegeben, der ihm vorzeiten kaum vermittelte, seinen Kulturzielen als ein Vorkämpfer zu dienen. Die „Süddeutschen Monatshefte“ werden also ihrem Gorkitext und auch ihrer Einführung einen sehr wichtigen Nachtrag besorgen müssen.]

Revolution und Kultur.

9. Juni 1917.

„Jeder Tag hat seine Sorge“: das ist natürlich, das ist normal. Der heutige Tag hat aber zwei Sorgen: den Kampf der Parteien um die Macht und den kulturellen Aufbau des Landes. Ich weiß wohl, daß der politische Kampf eine notwendige Sache ist, nehme ihn aber nur als ein notwendiges Übel hin. Denn ich bin fest davon überzeugt, daß der politische Kampf unter den gegebenen Bedingungen und bei Berücksichtigung gewisser Eigentümlichkeiten der russischen Psyche jede kulturelle Arbeit zu einer Unmöglichkeit machen muß.

Die Aufgabe der Kultur ist, im Menschen das soziale Gewissen und die soziale Moral zu entwickeln und zu härten und alle Fähigkeiten und Talente der einzelnen zu organisieren; ist diese Aufgabe in den Tagen der allgemeinen Vertiefung durchführbar?

Man bedenke doch, was nun uns vorgeht: jede Zeitung insiziert allnächtlich ihre Leser mit den schändlichsten Gefährten, mit Haß, Lüge, Heuchelei und Synismus.

In dem einen weckt man Angst vor dem Menschen und Haß gegen den Menschen; in dem anderen — Verachtung und Rachsucht;

Ein Brief.

Von Wilhelm Scharrelmann.

— Denn jedes Wort unserer Sprache hat eine Seele, eine zarte, schwingende Seele. Aber nur die Wenigsten wissen es, weil sie kein Ohr dafür haben und die Worte gebrauchen, wie abgegriffene Münzen, die ihren Glanz und ihr Gepräge verloren haben. Szuweilen aber hören wir einen Menschen reden, und wie er spricht, beginnen Worte, die verstaubt am Wege lagen, aufzuleuchten, als trügen sie einen neuen Sinn, und erstahlen in einem Glanz und stehen in Farben, als hätten sie einen königlichen Mantel um sich geschlagen...

Der das schrieb, war ein junger, blasser Student. Es war tief in der Nacht. Er sah an einem nackten Tannenhölzchen in einem kalten Zimmer und hatte die Lampe niedrig geschraubt, um Del zu sparen. Träumerisch blickte er in die kleine, gelbe Flamme, griff dann wieder zur Feder und fuhr fort zu schreiben:

„Da ist das Wort Liebe. Es ist fast unantehlich geworden, so oft ist es gesprochen und mißbraucht und in den Staub getreten worden. Plötzlich aber kommt jemand und nimmt es aus dem Staub der Straße auf und gesteht ihm ein paar Worte, die wie dienende Engel sind und es plötzlich in einen Glanz hinaufheben, daß es herrlich ist und strahlend wie am ersten Tage...“

Noch einmal überflog der Student die Seiten, faltete dann die Blätter zusammen, steckte sie in einen Briefumschlag, schrieb mit hastiger Schriftzüge die Adresse hin auf und nahm sich vor, den Brief am anderen Tage auf die Post zu geben. Am Morgen aber, der grau und nuchtern aus dunkler Winternacht in die verregneten Gassen sickerte, zögerte er. Er

mußte an die schlanken weißen Hände denken, die seine Blätter auseinanderfalteten, und an die fremden kühlen Augen, die darauf ruhen würden — und fand den Mut nicht. Erst am Abend, als die Dämmerung wieder ihren weichen Mantel um die Dinge schlang, wagte er es und ließ den Brief abgehen.

Die junge Dame, für die er bestimmt war, sah gerade in ihrem Ankleidezimmer, als sie den Brief erhielt. Ihre Jose stand hinter ihr und strahlte ihr das Haar.

Gott, was für ein dicker Brief! sagte sie, als das Zimmermädchen die Post hereintrug.

Das machte die junge Dame neugierig.

Sie öffnete darum diesen Brief zuerst. Als sie eine Weile gelesen hatte, sagte sie: Das hat gewiß niemand anders als der junge Student geschrieben, denn ich neulich bei Konsuls beegnet bin und der einen so unendlich komischen Eindruck machte. Denken Sie, Franziska, er hatte Franzen an den Armen und machte eine Verbeugung — nein, Sie können es sich nicht denken.

Sie lachten beide hell auf, die Jose und das Fräulein.

Das Geschriebene war ihr gewidmet. Denn bei dem Klang ihrer Stimme und den Worten, die von ihren Lippen gekommen seien, schrieb er, wäre es wie eine Erleuchtung über ihn gekommen, das auch noch das geringste Wort unserer Sprache eine Seele in sich trage.

Wie überspannt, sagte die junge Dame. Und wie langweilig.

Sie überflog die ersten Seiten, und als sie nichts anderes darin fand, als das eine Thema, ließ sie die Blätter auf den Tisch fallen, vor dem sie saß, und griff zu den übrigen Briefen: einer Einladung, einem Briefe ihrer Freundin aus der Pension, einem Preisverzeichnis von neuen Seidenroben, —

Viele Jahre später war aus dem Studenten mit den ausgefransten Armen ein bekannter Dichter geworden. Sein Verse lagen in den Zimmern schöner Frauen. Junge Musiker erluchten darüber und suchten Melodien dazu.

Die Jahre gingen, und die Zeit war wie ein Strom, der jeden Tag neue Schiffe in ihre Säfen trägt, und man vergaß den Dichter und seine Verse. Zu seinem sechzigsten Geburtstag aber erinnerte man sich seiner wieder, und in seinem einsamen Zimmer drängten sich plötzlich die Besucher.

Als er am Abend mit einigen seiner Vertrauten allein geblieben war, und einer ihn bat, von seiner Jugend zu erzählen, sagte er: „Es ist mir nicht leid um das, was ich in jungen Tagen geschrieben und vernichtet habe. Es verliert niemand etwas damit. Aber ich hab als blutjunger Student einmal eine Art Symmus auf unsere Sprache geschrieben, einen Homnus, der waleich eine Suldiana war für die, die ich liebte, hoffnungslos und stark, wie man in jungen Jahren liebt. Ach glaube, ich habe nie etwas wieder geschrieben, das so jung und zart und selig in sich selber war. Es waren Gedanken, die man vielleicht nur in der Jugend hat, wenn Licht und Farben und Klara und Ton dieser Welt noch wie junger Wein in unsere Sinne einziehen. Ach würde etwas darum geben, wenn ich die Reilen, die ich damals schrieb, heute noch einmal lesen könnte... Mir ist, als müßte die Qual und Lust jener Tage wieder in mir lebendig werden dadurch. Szuweilen stellt eine Erinnerung an das Geschriebene, auf das ich niemals eine Antwort bekommen habe, wieder in mir auf. Aber ich finde die Worte nicht wieder. Es mag eine versteigene Bekehrung sein, aber mir will zumeilen in der Tat scheinen, als ständen wir in der Jugend dem Geheimnis mancher Dinge näher, als in der fühligen Markheit des Alters, wo wir mitunter vor verschlossenen Worten stehen, die in den Tagen unserer Jugend nur darauf warteten, daß wir sie betrüben...“

„In besten ermüdet man mit eldlichen Verleumdungen; den letzten steht man mit der Gleichgültigkeit der Vergewissung an. Diese Betätigung von Menschen, die an einer Entzündung der unsterblichen Instinkte erkrankt sind, hat mit der Predigt der Kultur nicht nur nichts gemein, sondern ist auch ihren Zielen direkt feindlich.“

Die Revolution wurde aber im Interesse der Kultur gemacht und vom Wachstum der kulturellen Kräfte und kultureller Bedürfnisse hervorgerufen.

Nicht wie haben die Welt verunstaltet!

19. Juli 1917.

Drei Jahre grausamen, sinnlosen Gemetels; drei Jahre wird das Blut der besten Völker der Welt vergossen, das kostbarste Gehirn der Kulturvölker Europas vernichtet.

Frankreich, „die Führerin der Menschheit“, beklutet; Italien, „das schönste Geschenk Gottes für unsere traurige Erde“, geht zugrunde; England, „das der Welt mit ruhigem Stolz die Wunder der Arbeit zeigt“, spannt seine letzten Kräfte an; die „arbeitsamen Völker Germaniens“ erliegen in den eisernen Zwingen des Krieges.

Vernichtet sind Belgien, Serbien, Rumänien, Polen; wirtschaftlich zugrunde gerichtet und geistig demoralisiert ist das träumerische, knochentrockne Russland, das Land, das noch gar nicht gelebt hat, das noch nicht Zeit gehabt hat, der Welt seine verborgenen Kräfte zu zeigen.

Im 20. Jahrhundert, nachdem Europa neunzehn Jahrhunderte lang in den Kirchen, die es jetzt mit Granaten zerstört, in den Höhlen, die die Soldaten statt Weinholz gebrauchten, Menschlichkeit gepredigt hat, — in diesem 20. Jahrhundert ist der Humanismus vergessen und verspottet, und alles durch die selbstlose Arbeit der Wissenschaft Geschaffene von schamlosen Mördern mit Beschlag belegt und auf die Vermischung von Menschen gerichtet.

Was bedeutet im Vergleich mit diesem phantastischen dreijährigen Gemetel alle die dreißigjährigen und hundertjährigen Kriege der Vergangenheit? Wo finden wir eine Rechtfertigung für dieses beispiellose Verbrechen die Kultur unseres Planeten?

Für diese abscheuliche Selbstvernichtung gibt es keine Rechtfertigung. Was auch die Anhänger von den „großen“ Zielen des Krieges reden mögen, ihre Lüge vermag die schredliche und schändliche Wahrheit nicht zu verdecken: diesen Krieg gab die Gewinnsucht, die einzige Gottheit, die die „Realpolitiker“, die Mörder, die mit dem Leben des Volkes Handel treiben, anerkennen und anbeten.

Die Menschen, die an den Endes des Ideals der allweltlichen Verbrüderung glauben, werden aber von den Schurken aller Länder zu Wahnsinnigen, zu Schlägern und herzlosen Phantasten, die keine Vaterlandsliebe kennen, gekempelt.

Man hat vergessen, daß zu diesen Phantasten auch Christus, Johannes von Damaskus, Franziskus von Assisi, Leo Tolstoj und viele andere Halbheiligen und Halbmenschen, auf die die Menschheit stolz ist, zählen. Für diejenigen, die Millionen von Leben vernichten, um einige Hundert Kilometer fremden Bodens zu erobern, für diese Menschen gibt es weder einen Gott, noch einen Teufel. Das Volk ist ihnen weniger wert als ein Stein, und die Vaterlandsliebe nur eine Reihe von Schwelgereien. Sie wollen so leben, wie sie es gewohnt sind, und wenn auch der ganze Erdball in Stücke geht, — sie wollen kein anderes Leben leben.

Nun leben sie schon seit drei Jahren bis an den Hals in Blut, das nach ihrem Willen viele Millionen von Menschen vergießen.

Wenn aber die Kraft der Volksmassen einmal erschöpft ist oder wenn in ihnen einmal der Wille zu einem reinen, menschlichen Leben aufsteht und dem blutigen Delirium ein Ende macht, — dann werden die Leute, die die Völker Europas vernichten, selbe Leute sein.

„Das ist nicht unsere Schuld! Nicht wir haben die Welt verunstaltet, Europa zerstört und geplündert!“

Wir hoffen aber, daß um jene Zeit die „Stimme des Volkes“ die strengste und gerechte „Stimme Gottes“ sein wird, die die schrecklichste Lüge übertrönt.

Alle, die an den Sieg über Schamlosigkeit und Wahnsinn glauben, müssen danach trachten, ihre Kräfte zu vereinigen.

Schlüsselschlag und endlich steigt doch immer die Vernunft.

Auf dem Wege zur Wiedergeburt.

24. Dezember 1917.

Ja, wir durchleben einen Sturm finsterster Leidenschaften. Die Vergangenheit hat ihren tiefsten Schlund aufgetan und zeigt uns, wie furchtbar entstellt der Mensch ist; um und herum tobt der Sturm von Wut, Haß und Rache; das in langer Gefangenschaft während gequälte, in jahrhundertelangen Qualen gemarterte Tier hat seinen Rachen weit aufgerissen und brüllt triumphierend, rachsüchtig, schadenfroh.

Doch alles Gemeine und Häßliche, was es auf Erden gibt, ist und wird von uns geschaffen; alles Schöne und Vernünftige, was noch mit freies, lebt in uns.

Der Sklave wird aber auch diese Freude kennen lernen. Es lohnt sich doch gar nicht zu leben, wenn man nicht an die Verbrüderung aller Menschen glaubt; das Leben hat keinen Sinn, wenn man nicht vom Siege der Liebe überzeugt ist.

Gewiß, wir stecken bis an den Hals in Schmutz und Blut, die Wolken eifersüchtiger Gemeinheit umgeben uns und blenden viele von uns; zuweilen hat man sogar den Eindruck, daß diese Gemeinheit alle die schönen Träume, die wir in Nähe und Schmerzen geboren haben, erlöschend und erlöschend, und alle Tadeln, die wir auf dem Wege zur Wiedergeburt entzündet haben, verlöschen wird.

Der Mensch bleibt aber immer Mensch, und schließlich und endlich kann doch nur das Menschliche siegen; darin liegt der große Sinn des Lebens der ganzen Welt; einen anderen Sinn hat dieses Leben nicht.

Vielleicht gehen wir doch zugrunde? Es ist besser, im Feuer der Revolution zu verbrennen, als langsam in der Wistgrube der Monarchie zu versinken, wie wir bis zum Februar gesaukt haben.

Für uns Russen ist offenbar der Zeitpunkt gekommen, bis in die tiefste Tiefe unserer Seelen zu erdosen, den seit Jahrhunderten aufspeichernden Schmutz des Daseins von uns abzuwaschen, unsere stamische Trägheit zu töten und alle unsere Gewohnheiten und Anschauungen vom Werte des Lebens und der Ideen einer Durchsicht zu unterziehen. Wir müssen in uns alle unsere Kräfte und Fähigkeiten wecken und alle Lähme und begabte Arbeiter an das allmenschliche Werk der Reineinrichtung unseres Planeten schließen.

Ja, unsere Lage ist tragisch, in der Tragödie ist aber der Mensch am schönsten und besten.

Es ist schwer zu leben, viel zu viel Kleinliche Geschäftigkeit ist an die Oberfläche des Lebens gekommen, und es fehlt am heiligen Jörn, der all die Gemeinheit töten konnte.

Sinesius, der Bischof von Ptolemais, sagte aber:

„Der Philosoph bedarf der Seelenruhe; den geschickten Steuer- mann ergötzen aber die Stürme.“

Laßt und glauben, daß die, die im Chaos und im Sturme nicht zugrunde gehen, stark werden und in sich eine unbezwingbare Widerstandskraft gegen die alten, tierischen Prinzipien des Lebens ergötzen werden.

Heute ist der Tag der Geburt Christi, eines der beiden größten Symbole, die der Mensch in seinem Streben nach Recht und Schönheit geschaffen hat.

Christus ist die unsterbliche Idee der Barmherzigkeit und Menschlichkeit; Prometheus ist der Feind der Götter, der erste Auf- rührer gegen das Geschick, — die Menschheit hat nichts Erhabeneres als diese beiden Verkörperungen ihrer Wünsche geschaffen.

Einmal kommt der Tag, wo die beiden Symbole — das der Barm- herzigkeit und Güte und das des Hochmuts und der wahnsinnigen Kühnheit — in der Seele des Menschen zu einem einzigen großen Gefühl verschmelzen, und wo alle Menschen ihre eigene Bedeutung, die Schönheit ihres Strebens und die sie untereinander verbindenden Bande des Blutes erkennen werden.

In diesen für viele so schrecklichen Tagen, in den Tagen des Aufstubs, des Blutes und des Hasses darf man nicht vergessen, daß wir auf dem Wege der großen Schmerzen, der unerträglichen Prüfungen zur Wiedergeburt des Menschen schreiten, um das große Werk der Befreiung des Lebens von den schweren, rostigen Ketten der Vergangenheit zu vollziehen.

Laßt und an uns selbst glauben, laßt und hartnäckig arbeiten; alles ist in unserer Gewalt, und es gibt im Weltall keinen anderen Befehlgeber als unseren vernünftigen Willen.

Allen, die sich im Sturme der Ereignisse einsam fühlen, deren Herz von bösen Zweifeln gepeinigt wird, deren Geist von schwerer Trauer bedrückt ist, — meinen Gruß!

Meinen Gruß auch denen, die schuldlos in Gefängnissen schmachten.

Neue Bedingungen - neue Menschen.

31. Dezember 1917.

Was wird uns das neue Jahr bringen? Alles, was wir zu tun imstande sind.

Um tatkräftige Menschen zu werden, müssen wir glauben, daß diese Welt, mit Blut und Schmutz befleckten Tage die großen Tage der Geburt eines neuen Ruhlands sind.

Gerade jetzt, wo die von der Predigt der Gleichheit und Brüder- lichkeit betäubten Menschen ihren Nächsten auf offener Straße aus- rufen, indem sie ihn bis aufs Hemd ausziehen; wo der Kampf gegen das Joch des Eigentums die Menschen nicht hindert, die kleinsten Uebertreter des Gesetzes von der Unantastbarkeit des Eigentums mit tierischer Grausamkeit zu martern und zu töten; wo die „freien Bürger“ allerlei verdächtige Handelsgeschäfte treiben und einander auf die grausamste und schamloseste Weise ausbeuten, — in diesen Tagen der ungeheuerlichsten Widersprüche wird das neue Ruhland geboren.

Es ist eine schwere Geburt; im tosenden Zusammenbruch der alten Lebensformen, unter den morschen Trümmern der schmutzigen Kaserne, in der das Volk dreihundert Jahre lang um Atem rang, in der es so gefähig und unglücklich geworden ist.

In diesem Ausbruch der ganzen Gemeinheit und Schlechtigkeit, die sich in uns unter der bleiernen Glode der schlimmen der Monarchien aufgespeichert hat, in dieser Eruption des Schmutz- vulkans geht der alte russische Mensch, der selbstgefällige Kaulenzer und Träumer zugrunde; an seine Stelle wird aber der lähne und gesunde Arbeiter, der Erbauer eines neuen Lebens treten.

Der russische Mensch ist jetzt nicht schön, weniger schön als je. Von der Dauerhaftigkeit seiner Eroberungen noch nicht überzeugt, noch keine rechte Freude an seiner Befreiung empfindend, wappnet er sich mit kleinem Haß und probiert noch immer, ob er wirklich frei sei. Neuer kommen diese Proben ihm selbst und den Objekten seiner Experimente zu stehen!

Doch das Leben, unser strenger und erbarungsloser Lehr- meister, wird ihn bald mit der Kette der Notwendigkeiten fesseln, und diese werden ihn zwingen, etwas zu tun und in gemeinsamer Arbeit all das Kleinhäcker, „Häusliche“ und „Schmachvolle“, was ihn jetzt gefangen hält, zu vergessen.

Neue Menschen werden von neuen Bedingungen des Seins ge- schaffen, — neue Bedingungen schaffen neue Menschen.

In die Welt tritt ein Mensch, der die Qualen der Sklaverei nicht kennt, der von der Bedrückung nicht entstellt ist, — dieser Mensch ist nicht fähig, seinen Mitmenschen zu bedrücken.

Laßt und glauben, daß dieser Mensch die Arbeit liebgewinnen und ihre Bedeutung begreifen wird. Die Arbeit, die mit Liebe getan wird, ist eine schöpferische Arbeit.

Wenn der Mensch nur lernt, seine Arbeit zu lieben, — alles übrige wird ihm von selbst zufallen.

Genter Spaziergang.

Von Josef Kliche.

Das architektonische und geschichtliche Bild der Stadt hat in deutschen Zeitungen und Zeitschriften bereits manche Würdigung gefunden. Schauen wir uns heute ein wenig in den Bezirken der Gegenwart um.

Die flandrische Stadt war in den Jahren vor dem Kriege in deutschen sozialistischen und sozialpolitischen Kreisen zu einem sympathischen Begriff geworden. Dort sah seit langem Eduard Anseele, der Führer der Genter Arbeiter, als Vizebürgermeister in der Stadtverwaltung; seiner Arbeit und seinem Einfluß ver- dankt das Genter und darüber hinaus das flämische Proletariat manche wichtige Errungenschaften.

Eduard Anseele ist kein großer Theoretiker innerhalb der internationalen Sozialdemokratie gewesen, auch heute nicht. Er war von jeher ein Mann der Praxis, der immer dem Zweckmäßig- keitsprinzip huldigte, stets opportunist war, wenn es galt, den ihn hochverehrenden Massen Einfluß und Vorteile zu sichern. Auch seine Tätigkeit in der Brüsseler Kammer verlief in diesem Sinne. Als der Krieg kam und die deutschen Truppen Gent besetzt hatten, wurde es Eduard Anseele, der mit dem deutschen Militärbefehls- haber verhandelte und hierbei mit warmem Herzen die Interessen der Stadt vertret. Die Verständigung war auf beiden Seiten, so- weit das Wort hier überhaupt zulässig ist. Allerdings, ganz ohne zeitweilige „Booruit“-Verbote ging es trotzdem nicht ab.

Noch die Zeiten änderten sich. Die Flamenpolitik der deutschen Behörde setzte ein. Die flämischen Arbeiter und mit ihnen, als ihr Hauptträger und Führer, Eduard Anseele, sie wollten nichts wissen von einer vom im Land stehenden Feind begünstigten Nationali- tätsabweichung, nichts von der flämischen Hochschule in Gent, ja, nicht einmal von der neuen durch die deutsche Behörde geschaffenen Sozialversicherung. Und als gar im Mai d. J. an die Spitze der Genter Stadtverwaltung ein deutscher Bürgermeister gestellt wurde — Herr Klinger aus Posen —, dem einige flämische Arbeiter als assistierten, legte Eduard Anseele sein Mandat in architektonisch prächtigen gotischen Stadthaus nieder. Bürgermeister, so meinte er, würden in Belgien gewählt, nicht aufstrotzt. Herr Klinger aber aus Posen und seine Assistenten seien von keinem Genter Bürger gewählt worden.

So ist auch Eduard Anseele in die Opposition gegangen. Trag- dem würde er es sich entschieden verbitten, etwa mit dem Erz- bischof von Mecheln, dem mit Worten trefflich freibaren Kardinal- Nester in eine Reihe gestellt zu werden.

Die Genter Arbeiterbewegung hat darunter nicht gelitten, hat vielmehr einen Aufschwung erlebt, wie er zu den Seltenheiten dieses

Krieges gehört. Dafür einige Ziffern: Die Besetzung des „Booruit“ stieg in Gent von 9000 vor dem Kriege auf 18000 gegenwärtig, in ganz Flandern von 16000 auf 85000. Im gleichen Zeitraum stieg die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder in Gent von 11000 auf 13400 und die Zahl der in der Konjungenoffenschaft vereinigten Arbeiter in Gent von 9000 auf 14200. Da infolge des Krieges bzw. durch den durch die besetzende Macht ausgeübten Zustand der Zusammen- halt der Arbeiterbewegung des Landes unterbunden ist, können diese Ziffern aber nur für eine einzelne Stadt gegeben werden. Daß indes eine zweite Stadt mit solchen Resultaten aufwarten könnte, ist ausgeschlossen.

Freilich, die äußeren Wahrzeichen der proletarischen Bewegung haben, wie allwärts in den besetzten Ländern, stark gelitten. Das politische Versammlungswesen ist tot, von der deutschen Behörde aus verständlichen Gründen verboten. In Gent wie in ganz Belgien. Gleich, ob Etappengebiet der vierten Armee, wie in Gent, oder Generalgouvernement, wie Brüssel.

Die Genter Arbeiter hatten aus eigener Kraft, wie wohl kaum in einem anderen Zentrum des internationalen Sozialismus, ihren Zwecken zwei stolze Festpaläste errichtet. Hier spielte sich in den Jahren des Friedens, die ausgefüllt waren von ehrsüchtigem Kampf gegen die giftigen Tendenzen des zum Kriege drängenden Kapitalismus, ein reiches Versammlungs- und Festleben ab. Die Gradheit und die Lebensfreude des Flamen einte sich hier mit der proletarischen Ueberzeugungstreue des Sozialisten. Begüterte Freunde der Partei hatten für eine prächtige Ausstattung dieser Paläste gesorgt.

Heute dient nur noch das Gebäude am boumumsäumten Frei- tagmarkt diesen Zwecken. Hier finden die Zusammenkünfte der Gewerkschaftsvereine statt. Von dem geräumigen Bibliotheksaal, dessen Wände reiche Schätze bergen, bietet sich ein schöner Blick nach der Mitte des Platzes, nach der stolzen Figur Jacob v. Artevelde, des Genter Führers in schwerer Zeit. Im großen Saal aber wer- den den parteigenösslichen Kunstfreunden zurzeit gute Theater- vorstellungen geboten. Strindbergs „Water“ steht diesmal auf dem Spielplan. Das andere umfangreiche Gebäude aber, das prächtige Volkshaus „Booruit“ mit seinen weiten stolzen Säulen, hat die deutsche Militärbehörde für ihre Zwecke beschlagnahmt. Sie hat dort für die Soldaten die Vergnügungshäute „Groß-Gent“ er- richtet. Bier- und Kaffeehäuser, Les- und Schreibzimmer, Kino und Varieté — alles hat hier seine Stätte gefunden. Außen leuchtet noch in großen Goldbuchstaben das „Booruit“, aber innen hat sich das Gesicht gewandelt. Dort, wo ehemals die geschmackvoll aus- geführten Embleme der sozialistischen Arbeiterwelt von den Wänden grühten, dort bilden heute, nachdem die Tische ihre Pflicht getan, Wilhelm II. und Hindenburg auf die Besucher nieder. —

Für gleiche Zwecke beschlagnahmt sind auch das der Stadt ge- hörende Hotel „Flandria“ sowie der alte Natskeller. Unter den niedrigen Kreuzgewölben des letzteren sitzen bei guter Streich- musik und dünnem Bier die deutschen Soldaten, diemil von den buntbemalten Wänden die Götter des Weines und anderer Sühig- keiten auf sie niedersehen.

Für die Soldaten hat die Etappeninspektion auch Theater- vorstellungen eingerichtet. Für heute kündigt der Spielplan des verstorbenen Natskellers „Nater Rampe“. Und so wird wohl auf diese Weise die Parteit genährt.

Wann?

Silbern glühenden Mondschein zu Fäden,
Funkelnder Sterne lichtvolles Grüßen
Zu Häupten, Rauten und Raupen der Wellen,
Die an Bordwand und Ankerkette verwickeln,
Dampfschlagender Kolbenhohler der Maschine,
Nachdunkler Wald über fernem Düne,
Rhythmisches Wiegen im Wogenhohler —
Ich lausche stumm . . . Wann kommst du, Tag?

Ziehende Wolken, geballt und kraus —
Still schaue ich in die Nacht hinaus.
Wann nahlst du, Tag? Wer spürt dein Kommen?
Noch harret dein die Welt, hegel und bekommen,
Noch haufel das Grauen im zitternden Land,
Noch sind uns dein Name und Art nicht bekannt,
Noch deden die Schreden des Krieges uns zu!
Wann nahlst uns, Rettender, Leuchtender, du?

Spürst du nicht das Hoffen inummer und Bangen?
Spürst nicht die Sehnsucht, das heiße Verlangen?
Spürst nicht die Anahl all der Mutterherzen?
Spürst nicht voll Grauen die Qualen und Schmerzen
hunderttausender Staubgeborenen?
Hörst nicht das Wehnen so vieler Verkornen?
Hörst nicht des Wahnsinns schauriges Lachen?
Des höllischen Wirtworts Verfluchen und Krachen?

Sag mir, wann kommst du, du lichter Tag,
Den ich nicht fröh genau schauen ma?
Wenn durch die Lande die Glocken tönen,
Wenn unsrer heimkehrenden Brüder Schreien
Wenn sich die Völker wieder versöhnen,
Jubel und jauchzende Freude geseien,
Wenn uns des Friedens Lens brich herein! —
O sage, du Tag, wann stellst du dich ein?

Billi Knoll, Barmer.

Notizen.

— Der Kirchsarten. Ueber Shakespeares Troikomödie in Kanklers Aufführung der Volkshaus spricht Theodor Kappeler in „Mitte“, den 16. Oktober, abends 8 Uhr, in der Aula des Wilhelm-Gymnasiums, Velleweir. 15.

— Vorträge. In der Treppe-Sternwarte: 16. Oktober, 7 Uhr: „Einschränkung in die Astronomie“. Vortrag mit Lichtbildern von Dr. Ardenhold. Mit dem großen Fernrohr wird jetzt abends der Mond beobachtet.

— Von Amundsen Nordpolfahrt. Aus Nord- nordwestlich: Der Kapitän des kürzlich angekommenen russischen Eisbrechers teilt mit, daß nach Meldungen, die in Archangelsk vorliegen, Amundsen Expedition um den 20. August die Janger-Strasse passiert hat. Später hat Amundsen, einer Meldung der Funkstation Dirand zufolge, die Dixon-Insel passiert und die dort lauernden Petroleumvorräte eingenommen. Das Kara-Meer war fast eisfrei, und der ungewöhnlich späte Herbst wie das milde Wetter lassen vermuten, daß Amundsen an der sibirischen Nordküste auf seiner Fahrt nach dem Pol weit vom Land fort- gekommen ist.

— Ein Lissalle-Denkmal in Petersburg. Im Gebäude der früheren kaiserlichen Duma fand die feierliche Ent- staltung eines Lissalle-Denkmal, einer Schöpfung des russischen Bildhauers Sznajowski, statt.